

rechtigkeit und Frieden und lasse uns entschieden und mit unserer ganzen Kraft gegen alle Formen der Gewalt auftreten.

Es braucht eine tiefe Spiritualität, um in diesem von Leid, Gewalt und Tod geprägten Alltag nicht den Mut zu verlieren und zu verzweifeln. Nie vergesse ich einen Sterbegottesdienst vor einigen Jahren in Marabá, den ich auf Bitte der Angehörigen zelebrierte. Für mich war es eine der erschütterndsten Erfahrungen in meinem Leben. Auf brutale Weise hat man mehrere Landarbeiter umgebracht. Die an die Bäume gefesselten Männer wurden von Ameisen angefallen und dann kaltblütig erschossen. Um jede Spur zu verwischen, haben die Mörder die Leichen zusammengebunden, mit Steinblöcken beschwert und in den Fluß versenkt. Trotzdem trieben die aufgedunsenen Körper einen Tag später ans Flußufer und wurden von Fischern entdeckt. Mit diesem grausamen Tod bezahlten sie das „Verbrechen“, ein Stück Land für sich beansprucht zu haben. Die Kraft und die Hoffnung, trotz aller Widrigkeiten an das Leben zu glauben, bezieht dieses Volk aus seinem Glauben, dem Gebet und der Meditation. In den Gemeinden wird sehr viel gebetet und immer mit dem Bezug zur eigenen Situation. Die über Jahrhunderte hindurch vertiefte Volksfrömmigkeit, die von indigenen, afrikanischen und iberischen Elementen geprägt ist, äußert sich in der Heiligenverehrung, in Novenen, Andachten, Feiern und Prozessionen, die in Europa längst vergessen sind.

Am Karfreitagmorgen versammeln sich in den Dörfern und Städten der Prälatur viele Frauen, Männer, Kinder und Jugendliche zum Kreuzweg und ziehen singend und betend durch die Orte. Weder die sengende Sonne noch ein heftiger Regenschauer hält die Leute von ihrer Andacht ab. Wenn sie die Stationen des Leidensweges meditieren, sprechen sie auch von ihrem Kreuz der Unterdrückung, Mißachtung und Gewalt, das ihnen ungerechtfertigterweise aufgebürdet wird.

Die Leute fragen sich, wie sie die Liturgie vom Leiden, Tod und von der Auferstehung des Herrn in ihrem Leben erfahren. Wo begegnen wir dem gegeißelten, mit Dornen gekrönten, verschmähten, verurteilten Christus, der zur Stadt hinausgetrieben wurde, um verlassen am Kreuz zu sterben? Wo sehen wir das entstellte Gesicht des Herrn in die-

sen Tagen, 2000 Jahre nach der Tragödie von Golgota? Wann erkennen wir das blutige Antlitz Christi, das uns fordernd anblickt? Es ist der Herr, der in den Schwestern und Brüdern an unserer Seite weint, leidet, mit dem Tod ringt und am Kreuz stirbt.

„Er hatte keine schöne und edle Gestalt, so daß wir ihn anschauen mochten. Er sah nicht so aus, daß wir Gefallen fanden an ihm. Er wurde verachtet und von den Menschen gemieden, ein Mann voller Schmerzen, mit Krankheiten vertraut. Wie einer, vor dem man das Gesicht verhüllt, war er verachtet; wir schätzten ihn nicht“ (Jes 53, 2b-3).

Aber der gekreuzigte Herr in all den Gekreuzigten will nicht am Marterpfahl sein Leben aushauchen und von allem Leid erlöst im Grab verwesen. Er will auferstehen zum Leben, zu neuem Leben.

Unser Glaube geht über den Tod am Kreuz und die Grablegung des Herrn hinaus. Wir glauben an den Gott der Liebe, der allem Leid und Schmerz ein Ende setzt. Wir hoffen auf den Tag, an dem alle Menschen in das Halleluja der Osternacht einstimmen können, Trauer sich in Freude wandelt, geschwisterliches Teilen das Elend lindert, Friede als Werk der Gerechtigkeit erblüht, Liebe den Haß überwindet, das Leben den Tod besiegt. Dann wird Ostern sein.

Manfred Schweizer

Tod und Auferstehung in einer christlichen Gemeinde

Im Verlauf unserer durch acht Jahre gewachsenen Beziehung vor der Ehe und knapp mehr als 20jährigen Ehe ergaben sich im wesentlichen drei Beziehungskreise zur katholischen Kirche: die Pfarrgemeinde unseres Wiener Wohnsitzes und jene, die wir von unserem Sommerhaus aus regelmäßig besucht haben, sowie eine katholische Laienorganisation, nämlich die „AKTION 365“.

Jede dieser Wirkungsstätten hatte ihren ganz bestimmten Platz in unserem Leben. Dies vermehrt und erst recht in Zeiten der Krankheit und des Todes meiner Frau.

Als sie zum erstenmal schwer erkrankte (Mammacarcinom), waren unsere Töchter 17, 14 und 9 Jahre alt. Es ist uns schwer sich vor-

zustellen, was in so einem Fall die Erkrankung der Mutter für Sorgen mit sich bringt. Es war aber für uns alle sehr wichtig, zu spüren und zu fühlen, wie sehr wir von lieben Menschen in dieser Situation aufgefangen wurden. Am Krankenbett meiner Frau stellten sich viele Freunde, besonders der „AKTION 365“, zu ermutigenden mitfühlenden, aber auch fröhlichen Gesprächen ein. Wir, für die es neben Beruf und Schule galt, das Leben zu Hause zu organisieren, waren sehr lieb und doch unaufdringlich betreut von verschiedenen befreundeten Familien aus den eingangs erwähnten Beziehungskreisen. Mir erscheint es wichtig dabei festzuhalten, daß es nicht aufdringliche Worte waren, ausgesprochenes Mitgefühl oder Mitleiden, welches positiv empfunden wurde; oft genügt ein tiefer Blick, ein stilles, meditatives Beisammensitzen, aber auch ein herzlicher Händedruck, um etwas an tiefem Mitgehen zu erfahren.

Die Tatsache der Krebserkrankung und der Aufnahme meiner Frau im Spital warf große Fragen und Sorgen bei mir auf. Unvergeßlich ist das gute Gespräch am Abend der Einlieferung ins Spital mit einem langjährigen priesterlichen Freund unserer Familie – und auch die Ruhe, die in dieser Stunde einzog.

Der Krankheit war nicht beizukommen: Knochenkrebs, Gehirntumor mit stark eingeschränktem Sehvermögen – hoffnungslos, das Sterben nicht aufhaltbar.

Doch der Gedanke an eine wunderbare Wendung war nie ganz verschwunden. Oft wurde ich später darauf angesprochen, ob diese Haltung nicht einigermaßen realitätsfremd war. So wie wir in der Familie, waren es aber auch die Ärzte und natürlich auch enge Freunde, die zwischen Genesung und Abschiednehmen keinen klaren Standpunkt finden konnten, und ich empfinde die Hoffnung der damaligen Zeit auch in der Rückblende nicht als verlorene Zeit.

In diesen fast drei Jahren, von der Erkrankung bis zum Tod, waren die Kinder oft bei Familien in der Pfarre eingeladen. Im wesentlichen waren es für sie die Jungschar bzw. Jugendstunden, der Kinderchor und viele gemeinsame Lager, die sie eine ungeprüfte Zeit erleben ließen; zu Hause ist uns oft die Decke auf den Kopf gefallen.

Der Tag des Begräbnisses war dank der Hilfe und des spontanen Mitfeierns vieler aus

den Gemeinden eine tiefempfundene Auferstehungsfeier. Ich möchte aus voller Überzeugung das Wort „Fest“ gebrauchen. Die Gewißheit der Befreiung in eine schönere, ewige Welt, aber auch der Dank, mit meiner Frau bzw. unserer Mutter ein erfülltes Stück Leben gemeinsam verbracht zu haben, wurde in Worten ausgedrückt und mit kleinen Gesten bei der Auferstehungsfeier bzw. dem anschließenden Begräbnis ausgedrückt.

Manchmal ist der letzte gemeinsame Weg bloß eine Geste des Anstandes. Unsere Gemeinde gab mir das Gefühl, daß es ihr ein ehrliches Bedürfnis war, und dementsprechend waren die Stimmung und der Verlauf der Feier. Gottesbegegnung fand für mich oft in der Begegnung mit liebenden Menschen, im Austausch von Gefühlen und in gemeinsamem Gebet statt.

Ich möchte aber auch eines zum Schluß ausdrücken: Alles Aufgefangensein in diesen Freundeskreisen kann die Stunden nicht vergessen machen, da Schmerz und tiefe Traurigkeit mich überwältigten; die Tränen überkamen mich oft genug . . . So habe ich Sterben und Auferstehung in meinem Leben erfahren, und meine Umgebung ist mir begleitend zur Seite gestanden.

Sebastian Schneider*

GeMEINde LEBEN

Erfahrung mit dem „Pastoralseminar für ehrenamtliche MitarbeiterInnen“ in Österreich

Im folgenden wird über eine neue Form der Fortbildung ehrenamtlicher MitarbeiterInnen aus Pfarrgemeinden der österreichischen Diözesen berichtet. Schwerpunkt sind Bildungsprozesse in Gruppen, die dann auch

* Angeregt durch den Titel „GeMEINde LEBEN – Pastoralseminar für ehrenamtliche MitarbeiterInnen“ initiierte ich in meiner Pfarre als Pastoralassistent diesen Bildungsvorgang mit dem Ziel, Mitarbeiter und Interessierte zu fördern, ihre Berufung entdecken zu können. Die Erfahrungen in diesem Prozeß des Seminars motivierten mich, die MentorInnenausbildung zu besuchen und selbst solche Prozesse in verschiedenen Gemeinden zu begleiten. Jetzt bin ich für die Koordination und Geschäftsführung der Pastoralseminar-Österreichstelle zuständig. Aus dieser Erfahrung und Sicht schreibe ich meine Gedanken zum Pastoralseminar.